

«Kinder, die an der Welt scheitern»

Der Kinderpsychologe Wolfgang Bergmann sieht die Aufmerksamkeitsstörung bei Kindern als kulturelles Phänomen und hält das Ideal der konfliktfreien Eltern-Kind-Beziehung für schädlich

NZZ am Sonntag: Immer mehr Kinder leiden an ADS, zu Deutsch Aufmerksamkeitsstörung. In der Schweiz soll es in jeder Schulklasse mindestens ein Kind treffen, Tendenz steigend. Medizinisch wird ADS als Stoffwechselstörung im Gehirn definiert. Was taugt diese Definition?

Wolfgang Bergmann: Zunächst einmal differenziert sie nicht ausreichend. Wir haben es einerseits mit zirka 2 Prozent von Kindern zu tun, meistens Buben, deren hyperaktive Störung möglicherweise irgendwann einmal in neurobiologischen Kategorien ausreichend verstanden wird. Das sind die «Zappelphilippe», die es offensichtlich in allen Kulturen gibt und vermutlich schon immer gegeben hat. Auf der anderen Seite gibt es eine steil ansteigende Zahl von Kindern, die zutiefst unfähig sind, Ordnungen anzuerkennen. Sie sind nicht unwillig, sondern unfähig, sich auf die normierten Ordnungen der Gemeinschaft und ihre symbolischen Ordnungen einzulassen, also auf Sprache, Schrift und Zahl. Ihr Verhalten ist dabei hochgradig unruhig und egozentrisch. Dieses Phänomen ist mit Stoffwechselstörungen oder anderen biologischen Spekulationen überhaupt nicht erklärbar.

Ein Neuropsychologe hat einmal gesagt, einem ADS-Kind das Ritalin vorzuenthalten, sei, wie wenn man einem Diabetiker das Insulin verwehre.

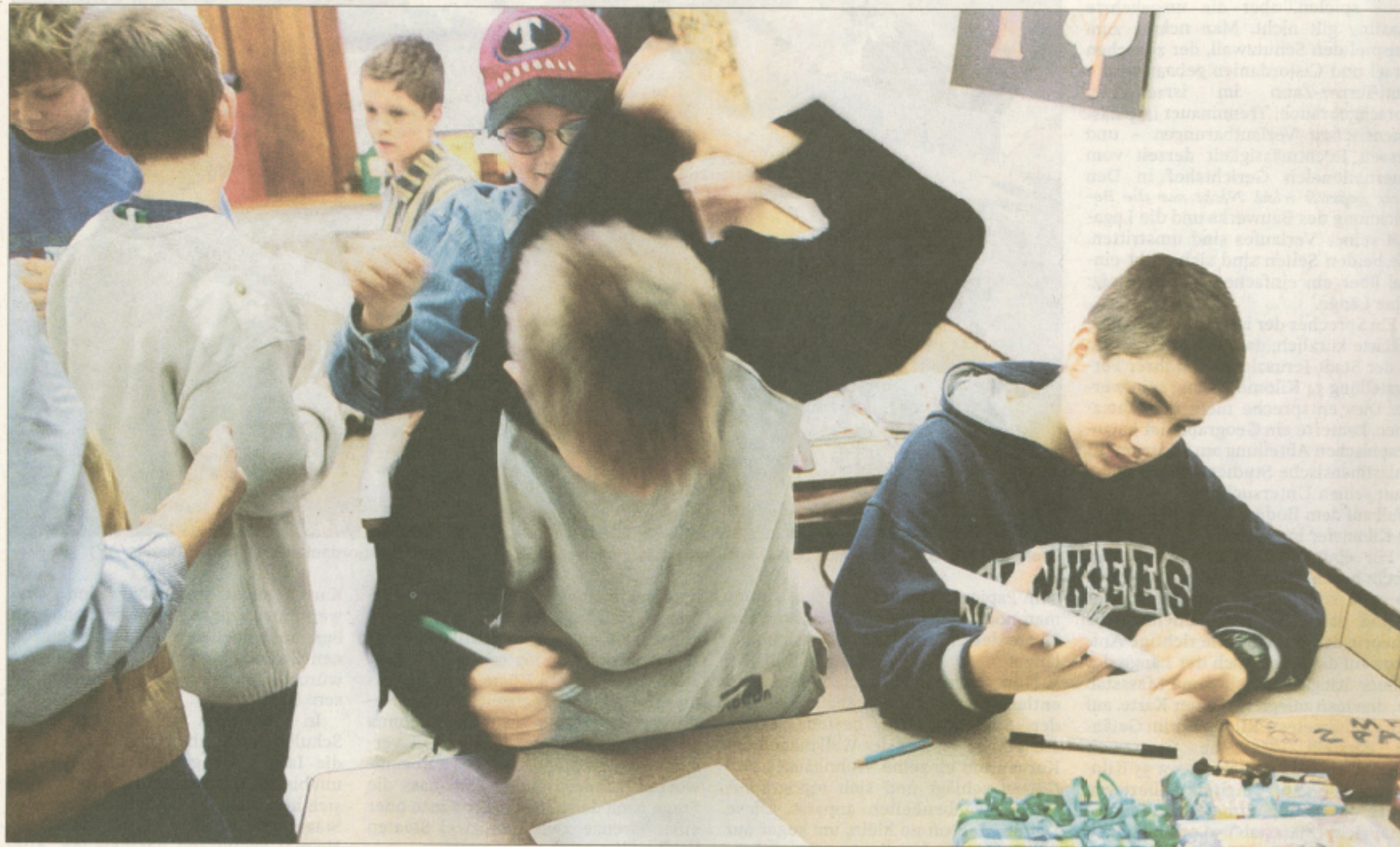
In dieser Zuspitzung ist das natürlich Angstmacherei. Man versucht die Eltern unter Druck zu setzen, weil man einer psychologischen oder heilpädagogischen Betreuung keine Wirkung zutraut oder weil sie zu langwierig erscheint. Nach der heutigen Lehrmeinung sollte Ritalin ausschliesslich begleitend zu psychologischer Betreuung und in der Regel für eine begrenzte Zeitspanne empfohlen werden. Aber durch die ungenaue Trennschärfe der Diagnose und den oft mangelhaften Wissensstand über die psychologischen Möglichkeiten wird Ritalin viel zu oft verschrieben. Es ist davon auszugehen, dass die Medikation bei den allermeisten der sogenannten ADS-Kinder unnötig ist.

Was genau ist denn falsch an der gängigen Diagnosestellung von ADS?

Die Diagnosen sind rein symptombezogen, das abweichende Verhalten wird festgeschriebenen Symptombildern zugeordnet. Nichts anderes bedeutet die vielen Eltern vorgetragene «gesicherte Diagnose ADS» mit oder ohne Hyperaktivität. Auf diese Weise lässt sich über die Ursache des Problems im Rahmen der Lebensgeschichte des jeweiligen Kindes, aber auch über die kulturellen Bedingungen seines Verhaltens gar nichts aussagen. Insofern hat die Diagnostik nur sehr begrenzten psychotherapeutisch-praktischen und keinerlei analytischen Wert, es handelt sich um ein simples Zuordnungsverfahren.

Demnach ist ADS gar keine Diagnose?

Ja. Wir reden hier über ein enormes kulturpsychologisches Phänomen, dessen Bedeutung nur sehr zögernd erkannt wird: Viele unserer Kinder haben die soziale Ordnung nicht in ihr Selbst aufgenommen. Das beeinträchtigt



«Viele unserer Kinder haben die soziale Ordnung nicht in ihr Selbst aufgenommen», sagt Wolfgang Bergmann. Schüler einer 5. Klasse in Bonn, Deutschland. (Enker/Laif)

tigt eine Reihe zentraler Entwicklungsschritte erheblich. Ihnen gelingt zwar das Intellektuelle, das Rationale, das Funktionieren der kognitiven Tätigkeiten, aber sie können es nicht ausreichend mit emotional-sozialen Erfahrungen verbinden. Symbiose haben einen sozial-kommunikativen Charakter. Sprache beispielsweise ist Teilhabe an der Welt. Das Sprechen dieser Kinder ist meist undeutlich, guschelt, sie machen dabei auf mich oft einen einsamen Eindruck. Später will ihnen dann die Ordnung der alphabetischen Zeichen und der Grammatik, das semantische Erschliessen von Texten endgültig nicht gelingen. Allgemeiner gesagt: Viele – und offenbar immer mehr – Kinder spiegeln ihr Selbst nicht in der sie umgebenden sozialen Welt. Sie bleibt ihnen in gewisser Weise fremd. Dem entspricht ihr eigenes Verhalten ihrer Umwelt gegenüber, es ist fordernd, egozentrisch und bei geringstem Anlass gekränkt. Dieser Egoismus, gepaart mit infantiler Unersättlichkeit, hat zugleich eine depressive Einfärbung.

Wie erklären Sie dieses Phänomen?

Wir kommen vielleicht weiter, wenn wir die sogenannte ADS-Problematik auf dem Hintergrund narzisstischer Störungen zu verstehen versuchen. Narzisstisch bedeutet in diesem Zusammenhang zunächst: Die Kinder sehen und erfahren die Welt rein unter egozentrierten Gesichtspunkten: «Die ganze Welt soll sich einfüllen in meine Wünsche, und die will ich restlos befriedigt haben, erst dann habe ich das Gefühl, zu meinem Recht zu

kommen, und erst dann eine Chance, glücklich zu sein.» Nun ist aber die Welt nicht so. Sie ist sperrig, sie hat eigene Gesetzmässigkeiten und ein eigenes Recht, und eben daran scheitern diese Kinder. Sobald die Welt geordnet auf sie zukommt – sei es als Schriftzeichen und Syntax oder als Anweisung des Lehrers oder als soziale Norm, die in jeder Kindergruppe besteht –, werden sie unruhig, aggressiv, oft auf drastische Weise. Dabei ist ihre Aggressivität selber wiederum als ein Versuch zu interpretieren, in der Kindergruppe mitzumachen, sich einzumischen, dabei zu sein.

Das hört sich an wie das trotzig Verhalten des Kleinkindes.

Ja, damit beginnt es. Wir alle sind aus dem Paradies der mütterlichen Umhüllung, einer «einigen Welt», vertrieben. Das Kleinkind, das getragen und versorgt wird, macht sich mit verwegendem Mut daran, auf die eigenen Beine zu gelangen. Es «stellt sich» der Welt. Dabei fällt es aus dem «Zentrum» und beginnt zu erfassen, dass es nur Körper neben anderen Körpern, Objekt neben anderen Objekten ist. Die es umgebende Welt hat eine Ordnung, die ihm die Schritte seiner Entwicklung, seiner Frustrationen und seines Glückes vorgibt. Ebendiese Aneignung der konkreten und symbolischen Ordnung der Welt und die damit verbundene Selbstentfaltung scheint vielen Kindern nicht mehr zu gelingen. Sie entwickeln keine gesicherten und beständigen Bindungen zu den wichtigsten Menschen ihrer Umgebung – sie klammern sich bei-

spielsweise ängstlich an Mama und reissen sich gleichzeitig ständig wieder los, ihre Unruhe zieht sie hierhin und dorthin, und letztlich nirgendhin.

Das heisst, die Aufmerksamkeitsstörung entsteht ganz früh in der kindlichen Entwicklung?

Genau. Abgesehen von den rund 2 Prozent der Kinder, deren Störungen vorwiegend biologische Gründe haben, gibt es dafür zwei Ursachen: Die erste ist der Mangel an «Stillung», an Dauer und Verlässlichkeit, in der frühen Kindheit, sozusagen an den Quellen der seelischen Entwicklung. Die andere Ursache – sie steht nur scheinbar im Gegensatz dazu – ist die Überversorgung, Überbehütung, Verwöhnung in vielen Familien. Wenn das Kind bei seinem Versuch, den schwierigen Schritt von Mama weg und hin zur Ordnung der Welt zu vollziehen, immer wieder abgedefert wird, dann entwickelt es zwar kognitive und funktionale Fähigkeiten; aber es bleibt gleichzeitig seltsam erfahrungslos. Das passiert beispielsweise, wenn das Kind beim kleinsten Auftreffen auf ein sperriges Möbel sofort von der überängstlichen Mama aufgefangen wird und wenn sogleich symbioseähnliche Bindungsintensitäten wieder aufgerufen werden. Die Welt als das «kantige Andere» wird dann teilweise geleugnet. Die Unausweichlichkeit, mit der die Dingwelt sich diesem Kind bis in die körperlichen Erinnerungen hinein aufzwingt, wird übermässig gemildert, ebenso werden der Mut und der Zorn geschwächt, mit dem das Kind sich erneut dem «bösen Möbel» oder dem sperrigen Spielzeug zuwendet. Es lernt sich nicht im Umgang mit der Andersartigkeit der Dinge kennen. In vielen Familien scheinen auf fatale Weise Bindungsunsicherheit und Überfürsorge Hand in Hand zu gehen.

Versagen also einmal mehr die Mütter, nach dem Motto «Mama ist schuld»?

Diese Schuldfrage ist des Teufels! Ich wünschte, man könnte sie aus der Welt schaffen. Aber richtig ist: Wir haben es in der Beziehung von Eltern und Kind mit einer «grossen Liebesgeschichte» zu tun, und Liebesgeschichten können, wie wir wissen, auch eng und selbstsüchtig verlaufen. Die ersten Lebensjahre sind auf kaum widerrufbare Weise prägend. In ihnen dreht sich alles um die Abhängigkeit des Kindes von den Eltern, besonders von der Mutter, und um die Liebe der Eltern, besonders der Mutter, zu diesem Kind. Diese Beziehung und Bindung ist durch nichts auf der Welt zu ersetzen. Erst später treten andere

«Ihr Verhalten ist fordernd und gekränkt. Und dieser Egoismus hat zugleich eine depressive Einfärbung.»

Faktoren hinzu. In der modernen Kindheit zum Beispiel die Medienwelt, und auch ihre Wirkungstiefe wird in der Debatte um ADS kaum begriffen. Sie versorgt die Kinder permanent mit narzisstischen Stimuli: mit perfekten Bildern, mit überdimensionalen, omnipotenten Figuren, vom Terminator bis zum Shadow-Man – glatte, kalte Allmachtsgestalten ohne Lebensgeschichte, ohne Mitgefühl und ohne Gemeinschaft. Das omnipotente unverletzliche Ich, das in seiner soldatischen Verhärtung kaum noch individuelle Züge trägt, ist ein grosser narzisstischer Bubentraum. Er gewinnt in den digitalen Medienbildern eine bisher nicht gekannte Präsenz. Die erstaunliche Kompetenz vieler hyperaktiver Kinder im Computerspiel gehört in diesen Zusammenhang.

Was können Eltern tun, wenn sie ein hyperaktives Kind haben?

Entscheidend ist, dass die Eltern wegkommen von ihrer Idee, das familiäre Leben müsse im Wesentlichen harmonisch sein. Sie müssen sich lösen vom Idealbild einer konfliktlosen Eltern-Kind-Beziehung. Sie müssen gegenüber dem Kind «das Andere», also die Welt und den Eigenanspruch der Menschen und Dinge, repräsentieren. Zugleich sollten sie viel rückhaltloser, als es die meisten modernen Eltern tun, ihrer intuitiven Elternliebe vertrauen; sie sollten sich um mehr Klarheit, Deutlichkeit und Verlässlichkeit bemühen: «Ich bin für mein Kind von einzigartiger Bedeutung. Niemand sonst kann für dieses besondere Kind diese nur mir eigene Vaterlichkeit beziehungsweise Mütterlichkeit aufbringen.» Oder anders formuliert, nicht ohne absichtsvolles Pathos: Elternliebe ist eine physische und metaphysische Tatsache. Sie wird von den Kindern wie ein grosses Versprechen aufgenommen. Dies ist der Ausgangspunkt jeder psychologischen Betreuung. Ist diese Beziehungsqualität erst einmal im Alltag wiederbelebt, kann das Kind seine verschütteten Ordnungskräfte, seine Wahrnehmungsfähigkeiten und seine sozialen Kompetenzen, kurzum, seine seelischen Selbstheilungskräfte entfalten. Interview: Irène Dietschi

Wolfgang Bergmann

Der Buchautor und Kinderpsychologe hat eine Praxis in Hannover. Seit Jahren mischt er sich mit eigenwilligen Standpunkten in den pädagogischen Diskurs ein, vor allem zu Themen der Multimedia-Kultur. Bergmann glaubt, dass die moderne Medienwelt die heutigen Kinder in hohem Masse prägt. Die Faszination von Buben für die Helden des Cyberspace etwa erklärt er damit, dass der Alltag kaum mehr Vorbilder für Männlichkeit bietet. In seinem jüngsten Buch geht der Erziehungswissenschaftler den Ursachen von Hyperaktivität, Magersucht und Selbstverletzung nach. Auch hier sieht Bergmann Zusammenhänge mit der digitalen Welt. Sein immer wiederkehrendes Postulat: Eltern sollen sich auf ihre natürliche Autorität besinnen.

Wolfgang Bergmann: Das Drama des modernen Kindes. Walter-Verlag, Zürich 2003. 204 Seiten, Fr.31.90



Kinder in der Krise

Im Kanton Zürich leiden laut einer Studie des Zentrums für Kinder- und Jugendpsychiatrie 5,2 Prozent der Kinder und Jugendlichen zwischen 2 und 17 Jahren an ADS. In anderen Ländern variiert die Häufigkeit heute zwischen 2 und 14 Prozent, in den USA erhalten rund 10 Prozent aller Schulkinder täglich Ritalin (Methylphenidat). Doch auch andere psychische Probleme haben bei Kindern stark zugenommen. Eine Langzeitstudie im Kanton Zürich hat ergeben, dass zwischen dem 7. und 16. Lebensjahr jedes fünfte Kind von einer psychischen Krise heimgeholt wird: Mindestens jedes zehnte Kind leidet unter einer Phobie, 1 Prozent der Kinder und 5 Prozent der Jugendlichen haben Depressionen. Jeden dritten Tag nimmt sich ein Jugendlicher das Leben, rund zehnmal so viele verüben einen Selbstmordversuch. Etwa 4 Prozent der Heranwachsenden leiden unter Essstörungen.